Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von Rud. Virchow.

Neue Folge. Vierzehnte Serie.
(Heft 313—336 umfassend.)

Heft 336

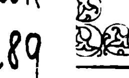
Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Von

P. Spelter,
Oberlehrer in Solingen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.



Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow.

Neue Folge. XIV. Serie.

Heft 313—336.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofbuchhandlung.
1899.





Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Pflanzenwelt

im Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Von

P. Spelter,
Oberlehrer in Solingen.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchhandlung.
1900.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Motto: Die Geschichte muß dem Volke, wenn auch nur in der Gestalt der Sage, gegenwärtig bleiben, wenn es nicht vor der Zeit altern soll.
Karl Simrock.

Es war in der Zeit der Erniedrigung Preußens nach der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, als gelegentlich eines Festes, zu dem Napoleon mit seiner zahlreichen Begleitung ins altehrwürdige Berliner Schloß von König Friedrich Wilhelm III. eingeladen war, die Königin Luise, jeglichen Schmuckes bar, nur mit einem Kornblumenkranze auf dem Haupte, im Festsaale erschien und aus nächster Nähe spöttische Bemerkungen über ihren gar zu schlichten Haarschmuck aus dem Munde der französischen Gäste vernehmen mußte. Schmerzlicher denn je das Weh, welches durch Napoleon über ihr Herz gekommen war, fühlend, wandte sie sich mit zorngerötheten Wangen zu dem kühnen Sprecher mit den Worten: „Bedenkt, Herr Marschall, daß der Schmuck, den Ihr an mir vermißt, in Euren Händen ist, oder wüßtet Ihr es wirklich nicht. Bis vor Kurzem durften wir uns reichen Erntesegens erfreuen; jetzt aber haben Eure Rosse die Saaten zertreten, und unangebaut liegen die Felder; dazu habt Ihr allüberall geplündert, und was wir an Schätzen besessen, ist nach Frankreich geführt worden. So ist es gekommen, daß bei uns Feldblumen zu den Seltenheiten und Kostbarkeiten gehören, und darum trage ich sie." — Das Andenken der theuren Mutter ehrend, erkor sich seitdem der große Sohn Kaiser Wilhelm I. die blaue Kornblume zur

Lieblingsblume, und das deutsche Volk kennt noch heute kein lieblicheres Bild, als das der herrlichen Frau im Schmucke der blauen Blume, die sie um das goldene Haar gewunden hat.

Diese schlichte Erzählung zeigt uns ein Beispiel gemüthvollen, naturliebenden Charakters, wie er nicht nur auf dem preußischen Fürstenthrone gefunden wird, sondern dem gesammten deutschen Volke eigen ist. Gemüthvoll, naturliebend ist der Charakter des deutschen Volkes. Es darf uns daher nicht wundern, wenn unsere Vorfahren schon mit inniger Liebe an der Natur gehangen und andachtsvoll ihrem Leben und Weben gelauscht haben. Aber auch die Natur selbst, der Charakter der Landschaft, in welcher der Urgermane wohnte, bedingte einen solch innigen und herzlichen Verkehr.

Rauh und kalt war die Natur in der Urheimath, in jenen kühlen, waldesdunklen, wolken- und sturmumrauschten Hochländern Asiens, der geheimnißvollen Wiege des Menschengeschlechtes. Und die neue Heimath, die sie nach langen Wanderungen durch die Tiefebenen Sarmatiens, in den Küstenländern der Nord- und Ostsee fanden, gab ihrem offenen Sinne für die Natur weitere kräftige Nahrung. Unter düsterem Himmel, in nebel- und regenreicher Luft wochenlang die Tage im Dunkel des Waldes oder der Einförmigkeit der Ebene zu verleben, unter dem Frostpanzer des endlosen Winters auf das langsame Erwachen neuen Lebens zu warten: mußte das nicht Anlaß geben zu träumerischem Versenken, zu einem Hineinspinnen der Gedanken in das Innenleben? Wenn sich die Natur dann nach dem Alles ertödtenden Winter neu belebte, wenn ihnen so nach Herbstestrauer und Winterklage wieder Frühlingslust und Sommerfreude wurde, können wir uns dann wundern, daß ihr Sinn und ihre Liebe zur Natur immer mehr erstarkte, daß sie zuletzt ihre ganze Weltanschauung auf die Natur und ihren Wechsel bauten?

Auf weitblickenden Höhen, in schauerlichen Waldschluchten in rauschenden Flüssen, vor Allem im dunklen Schatten des Haines dachte sich der Germane seine Götter wohnend; im Rauschen der Baumkronen, im Wehen des Windes, im Geflüster der Blätter ahnte er die göttliche Nähe. Die Kräfte der Natur waren mithin seine Götter, in seiner Phantasie aber hatten sie persönliche Gestalt gewonnen. Diese Personificirung erstreckte sich aber nicht nur auf die leblose Natur, auf Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wind und Wetter, sondern vor Allem auch auf die Thier- und Pflanzenwelt. Am frühesten fühlten sich unsere altgermanischen Vorfahren zur Pflanzenwelt hingezogen. Mit ihr standen sie nicht, wie mit der Thierwelt, bei ihrem Kampf ums Dasein dauernd auf dem Kriegsfuße, sie wurde ihnen nicht verderblich, unheilvoll, wie die Erscheinungen des Wetters. Die Pflanzenwelt war vielmehr des Deutschen nächster und bester Freund, der ihm allezeit reiche Dienste leistete. Verfolgen wir daher einmal die nicht unbedeutenden Spuren der Pflanzenwelt im religiösen Glauben und Leben unserer Vorfahren.

Schon in der ältesten Mythologie, in dem Glauben über Weltschöpfung und Weltvernichtung spielt die Pflanzenwelt eine hervorragende Rolle. Die Edda, jene Sammlung heidnisch-germanischer Götter- und Heldenlieder von der Insel Island, berichtet über die Entstehung der Pflanzenwelt Folgendes:

Im Anfange der Zeit war weder Himmel noch Erde, sondern nur ein öder, unerfüllter Raum, Ginnungagap (wörtlich Gaffen der Gähnungen) genannt, eine Art Chaos. Die Sonne, der Mond, die unzähligen Sterne, die Erde mit ihrem Wasser, die Luft, das Feuer und sogar das Licht und die Finsterniß lagen als verborgene Keime wüst und wild durcheinander in dem ungeheuren Abgrund. Da warf Allvater,

der höchste aller Götter, einen Blick auf den Abgrund, und dieser spaltete sich mit entsetzlichem Krachen in zwei Theile, einen südlichen und einen nördlichen. Der südliche Theil war voller Licht und Glanz, er wurde deshalb Muspelheim, d. h. Reich des Lichtes, genannt. Der nördliche Theil aber war öde und finster, und ein dichter, kalter Nebel lag darüber ausgebreitet; Niflheim, d. h. Reich des Nebels oder der Finsterniß, wurde sein Name. Zwischen diesen beiden Reichen blieb in der Mitte noch ein Raum, der mit einem Ende an Muspelheim stieß und von dort einiges Licht empfing, mit dem anderen Ende aber bis an Niflheim reichte und dort fast ebenso finster und kalt wie dieses war. Da ließ Allvater aus Muspelheim feurige Funken in diesen mittleren Raum fallen, und dieselben schmolzen den Schnee, das Eis und den Reif, womit der Raum zum großen Theile angefüllt war. Die geschmolzenen Tropfen wurden lebendig, und aus ihnen entstand ein großer Riese, Ymir genannt. Aus anderen Tropfen bildete sich dann eine große Kuh, Audhumbla (die Schatzfeuchte, Saftreiche), von deren Milch der Riese sich nährte. Andere Funken, die aus Muspelheim herüberflogen, setzten sich zu großen und kleinen Lichtern zusammen, die fortan Tag und Nacht regieren mußten. Das waren die Sonne, der Mond und die unzähligen Sterne. Die Kuh des Riesen Ymir beleckte nun die Eisblöcke, die salzig waren, und aus denselben kamen erst einige Menschenhaare, dann ein ganzes Haupt und endlich am dritten Abend eine ganze Menschengestalt hervor, schön von Angesicht, groß und stark: es war der mächtige Gott Buri. Seine Enkel Odin, Wili und We erschlugen den Riesen Ymir und bildeten aus seinem Körper die Welt: aus seinem Blute das Meer, aus dem lockeren Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen, Kinnbacken und zerbrochenen Gebeinen die Felsen und Klippen, und aus den Haaren die Bäume. Den

Schädel wölbten sie zum Himmel, das Hirn warfen sie in die Luft und es wurden Wolken daraus. Noch fehlte der Mensch. Da ging Odin mit seinen Brüdern zum Meeresstrande. Dort fanden sie zwei Bäume, Esche und Erle, und sie schufen Menschen daraus, aus der Esche den Mann (Ask) und aus der Erle das Weib (Embla). Odin gab ihnen die Seele, Wili Verstand und Kraft zur Bewegung, der jüngste Bruder endlich ein blühendes Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht.

Dem alten Germanen war also die Esche der Originalstammbaum des Menschen. Ja, der Urgermane, der aus der Beobachtung des Wachsthums der Pflanzen auf Wesensgleichheit zwischen dieser und sich selbst schloß, maß jener auch eine der seinen ähnliche Seele bei. So war ihm die Pflanze, vor Allem aber der hochstrebende, langlebige Baum, der Hort des verkörperten Naturlebens, ja das Symbol der Unsterblichkeit. Er ist das Sinnbild des Lebens und seiner Zeitabschnitte. Im Frühling deutet er mit seinen Sprossen und Blüthen auf die Jugend, im Sommer auf das Reifen der Früchte, im Herbst mit dem Abfallen des Laubes auf das Welken des Lebens und im Winter auf den Tod, um dann im Frühling wieder zu neuem Leben zu erwachen.

Auf dieser Vorstellung beruht im Grunde die religiöse Verehrung bestimmter Baumarten und die Verehrung des Waldes im Allgemeinen, beruht jener weit verbreitete, bei unseren heidnischen Vorfahren herrschende Baumkultus, der noch heute in zahlreichen Ueberlieferungen wiederklingt.

So werden in manchen Gegenden die kleinen Kinder aus hohlen Bäumen geholt; das bekannte Handwerksburschenlied läßt in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

„Darauf, so bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mägdlein auf den Bäumen wachsen!"

Daß die Häuser aus Holz gebaut wurden, hat, wie Rocholz

glaubt, nicht nur seinen Grund in der technischen Erfahrungslosigkeit der früheren Zeiten, sondern mehr noch in dem Hainkultus und der Baumverehrung. Oder wie wäre es sonst zu verstehen, daß eine urkundliche Namenreihe schwäbischer alter Lehnshöfe zugleich die Namen sämmtlicher Wald- und Fruchtbäume enthält. Und gehört nicht Alles, was unsere Sprache auf Volk, Abkunft, Geschlecht und Zeugung besonders auszudrücken vermag, dem Baumleben an? Stammbaum, Abstammung, Volksstamm, Fortpflanzung, Zweig betrifft den Baum und das ganze Geschlecht zugleich. „Leute“ heißen zu Deutsch die Gewachsenen, gleich dem aus der Erde entsprossenen Waldbaum. Die Namen unserer einheimischen Bäume sind weiblichen Geschlechtes: die Tanne und Fichte, die Eiche und Linde sind als fruchtbare Weiber und Mütter aufgefaßt. „Männer wie Bäume“ gilt von einem kräftigen Volksschlage. Das Feigenblatt der Scham, welches dem Menschenpaare im Paradiese statt der Kleidung umgehängt wird, ist das letzte Stammblatt ihrer Abkunft aus dem Baume (Rochholz S. 85).

Im Baume wohnte ein geisterhaftes Wesen, dessen Leben an das Leben der Pflanzen gebunden war; mit ihr wurde es geboren, mit ihr starb es. In der Pflanze hatte jenes Wesen seinen gewöhnlichen Aufenthalt, sie war gleichsam sein Körper; oft erscheint es jedoch auch außerhalb der Pflanze in Thier- oder Menschengestalt. Diese Wesen sind Mitteldinge zwischen der Gottheit und den Menschen: es sind die sogenannten Dämonen, entweder Wald- oder Feldgeister. Unter den Dämonen, welche die Bäume des Waldes beleben und deren Stimme das ahnungsvolle Gemüth des Germanen im flüsternden Wiegen der Baumkronen zu vernehmen glaubte, sind die bekanntesten die wilden Männer und die Holzweibchen. — Die wilden Männer sind die Geister der wilden Natur des Waldes und des Gebirges, die der Kultur trotzt, dann aber

auch die Geister des grünenden Lebens, des Wachsthums. Die Ersteren werden als wilde Wesen gejagt und getödtet, die Letzteren werden beim Nahen des Frühlings im Walde gesucht, die Gefundenen werden freudig begrüßt, im Triumph in das Dorf eingeführt und auf dem Anger mit Wasser begossen; denn das Pflanzenleben bedarf der befeuchtenden Kraft des Wassers. Solch ein wilder Mann wird regelmäßig beschrieben als von großer Körperstärke, behaarten Leibes und nur mit einem Schurz von Fellen bekleidet. In der Hand führt er eine mit den Wurzeln ausgerissene Tanne. Ihre Frauen, die Waldfrauen oder wilden Weiber, steigen oft in Mondnächten in die Lüfte. Ihre Kleidung ist grün und rauh, moosbewachsen, gleichsam zottig, ihr Haar lang und aufgelöst, ihr Rücken hohl wie ein morscher Baumstamm oder ein Backtrog; die lang herabhängenden Brüste — ein Symbol üppiger Vegetation — können sie über die Schultern werfen. In manchen Gegenden verlieren die Waldfrauen das Riesenhafte, als Moosweiblein oder Holzweibchen gleichen sie dreijährigen Kindern mit schönen, langen, gelben, krausen Haaren, die spinnend oder strickend auf Kreuzwegen sitzen, sich auch mit den Menschen zu Tische setzen, freundlich und harmlos mit ihnen verkehren oder ihnen helfend bei der Arbeit beispringen. So erzählen Lausitzer Sagen von den Holzweiblein im Königshainer Heideberge; eine andere Sage aus der Gegend von Spitzkummersdorf berichtet, wie der Berggipfel dampft und eine Menge Holzweiblein Kuchen backen. Wenn daher in der Zittauer Gegend im Frühling und Herbst zerrissenes Nebelgewölk vom Gebirge aufsteigt, wenn „der Wald raucht", so pflegt man zu sagen: „das Buschweibchen kocht." Jene Nebelstreifen werden als der Rauch von seinem Herde bezeichnet. Naht im April ein Hagelschauer, so ruft man: „das Buschweibchen steigt über das Gebirge." In Westfalen sagt man beim Wirbelwinde: „da fliegen die Buschjungfern." In

Dittersbach a. d. Elbe und in Großschönau wiederum, wo sich das Holzweiblein von einem armen Mädchen kämmen läßt, wird dieses dafür durch grüne Blätter belohnt, die sich in Gold verwandeln. — Manchem Brauche, den unsere Zeit noch hier und da findet, liegt der alte Volksglaube an diese kleinen, moosgrünen Waldgeister zu Grunde. So läßt man im Frankenwalde bei der Ernte drei Hände voll Flachs für die Holzweibel auf dem Felde liegen. Zu Neuenhammer in der Oberpfalz bindet man beim Ausraufen des Flachses vom Felde fünf bis sechs Halme, die man stehen läßt, oben in einen Knoten zusammen, damit das Hulzfral sich darunter setze und Schutz finde. Aber nicht allein bei der Flachsernte, auch bei der Heu- und Kornernte bedenkt fromme Einfalt die Holzweibchen. Im Meininger Oberland läßt man, wenn das Grummet eingefahren wird, ein kleines Häufchen Heu auf der Wiese liegen und sagt, das gehöre dem Holzfräulein oder dem Hulzfräle für den gebrachten Segen. Aus der Oberpfalz und Oberfranken wird die Sitte berichtet, auf dem Fruchtacker einige reife Aehren der Ernte, einen Büschel, als dem Holzfräulein zugehörig, stehen zu lassen, dann soll man im nächsten Jahre desto mehr Segen in die Kornscheuern einheimsen. Zu Guttenberg in Oberfranken läßt man auf jedem Obstbaum etwas von der Frucht für das Holzfräulein hangen. — In der Gegend von Saalfeld und im Harz bilden Drechsler noch heute die Holz- und Moosfräulein, sowie die wilden Männer als Püppchen und Tabakspfeifen; zu Weihnachten stellt man in Reichenbach noch kleine Moosmänner auf den Tisch.

Wie im Walde die Waldgeister, so treiben in Feld und Flur die sogenannten Feldgeister ihr Wesen. Der Wind ist der Beförderer oder Vermittler der Befruchtung, und so glaubte man, daß die in Wetter und Wolken waltenden Mächte auch in Feld und Acker hausten. Wallt der Wind im Korne, so sagt

man: „die Windkatzen laufen im Getreide, die Wetterkatzen sind drin." Ebenso redet man von Hasen, Bären, Wölfen, Hunden, Windsauen, Böcken, die im Getreide gehen, wenn es in Wellen wogt oder „wolkt."

Neben den thiergestaltigen giebt's auch Feldgeister in Menschengestalt. Wenn der Wind im Korne Wellen schlägt, sagt man: „es zieht die Kornmutter über das Getreide," oder: „es laufen die Kornweiber durch das Getreide." Sie hat feurige Finger, theergefüllte oder mit glühenden Eisenspitzen versehene lange Brüste; mit ihren Doggen jagt sie über den Acker hin oder sitzt selbst in Wolfsgestalt im Korne, von kleinen Hündchen begleitet, welche die verlaufenen Kinder in ihre eiserne Umarmung führen. Deshalb warnt man die Kinder, Kornblumen zu suchen, damit die Roggenmuhme sie nicht hasche.

„Laß stehen die Blumen, geh' nicht ins Korn,
Die Roggenmuhme zieht um da vorn.
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen." (Kopisch.)

In Westfalen haust der Hafermann im Felde, mit großem, schwarzem Hute und einem gewaltigen Stocke; er führt die Begegnenden durch die Luft hinweg, umwandelt die Kornhaufen, verlockt und neckt den Wanderer. Hat der Wind das Getreide an einer Stelle nach allen vier Seiten gelagert, so hat der Alte dort gesessen. Ueber ganz Deutschland verbreitet, aber erst seit dem dreizehnten Jahrhundert bezeugt, ist ein Brauch, der sich an den Namen des Alten knüpft. Wer das letzte Korn schneidet oder bindet, dem ruft man zu: „Du hast den Alten und mußt ihn behalten" (d. h. den Winter über ernähren). Aus der letzten Garbe wird eine Puppe in Mannsgestalt gefertigt und bekleidet; die Schnitter und Binderinnen strömen herbei, rufen jubelnd

seinen Namen und knien nieder, küssen auch wohl die Kornfigur. Vom Felde wird dann der Alte feierlich heimgetragen oder hereingefahren. Zu Hause wälzen die Arbeiter die Puppe dreimal um die Scheune, setzen sie auf dem Hofe nieder, bilden einen Ring um sie, umtanzen sie dreimal, nehmen sie mit an das Erntemahl, setzen ihr Speise und Trank vor und laden sie zum Essen ein. Die letzte Binderin eröffnet mit dem Strohmann den ersten Tanz auf der Dreschdiele. Später wird er in der Scheune oder im Herrenhause aufgehängt. Der Hofherr soll ihn da wohl in Acht nehmen, damit er ihn behüte Tag und Nacht.

Wie die Dämonen, die Wald- und Feldgeister den Menschen schaden, ihnen krankheitserzeugendes, geisterhaftes Ungeziefer schicken, so können sie dasselbe auch wieder zurücknehmen. Deshalb umwandelt man z. B. bei Zahnschmerzen einen Birnbaum rechts und umfaßt ihn mit den Worten:

Birnbaum, ich klage dir,
Drei Würmer, die stechen mir,
Der eine ist grau,
Der andere ist blau,
Der dritte ist roth,
Ich wollte wünschen, sie wären alle drei todt.

Ruft der Baumgeist die Krankheit verursachenden Wesen nicht freiwillig zurück, so bedient man sich zauberischer Worte und symbolischer Handlungen, der unter uns sogenannten sympathetischen Kuren, welche bezwecken sollen, die schädlichen Geister unter einen Stein, in die Wüstenei zu verweisen, einem Vogel zum Mitnehmen zu empfehlen, oder sonst zu verbannen, vorzüglich aber sie auf einen Baum oder ein Kraut, oder sogar auf den Körper eines Dämonen zu übertragen. Wer z. B. an Schwindel leidet, läuft nach Sonnenuntergang dreimal nackt um ein Flachsfeld, dann bekommt der Flachs den Schwindel.

In der Altmark binden Kopfwehkranke einen Faden zuerst dreimal um ihr Haupt und hängen ihn dann in Form einer Schlinge an einen Baum; fliegt ein Vogel hindurch, so nimmt er das Kopfweh mit. Ein Gichtkranker soll sich vor Tagesanbruch im Walde einfinden, dort drei Tropfen seines (von den unsichtbaren Plagegeistern erfüllten) Blutes in den Spalt einer jungen Fichte versenken und nachdem die Oeffnung mit Wachs von Jungfernhonig verschlossen ist, laut rufen: „Gut Morgen, Frau Fichte, da bring i dir die Gichte! Was ich getragen hab' Jahr und Tag, das sollst du tragen dein Lebetag!" — In Mittel- und Niederschlesien wird behufs Uebertragung von Krankheiten vielfach das Verspinden und Durchziehen angewandt. Man ritzt die Haut des Kranken, bringt einen Tropfen seines Blutes auf ein Läppchen und dieses unter die Rinde eines Baumes oder in ein hineingebohrtes Loch, welches man dann „verspindet". Mit dem Verwachsen der Verletzung des Baumes schwindet die Krankheit. An manchen Orten pflegen die Mädchen ein Loch in eine Pappel zu bohren, einige ihrer Haare hinein zu stecken und diese dann mit einem Keil zu verspinden, damit mit den schnell wachsenden Pappelknospen zugleich ihr Haar schneller wüchse. Das Durchziehen wird bei Kindern angewendet, namentlich bei solchen, die mit einem Bruchleiden behaftet sind. Eine junge Eiche, an manchen Orten auch ein Weidenstämmchen, wird von oben an gespalten, und während sie oben zusammengehalten wird, zieht man das Kind dreimal hindurch. Dann wird der Baum zusammengebunden, und während er selbst verwächst, heilt die Krankheit. Panzer hörte einst im bayerischen Wald das Geschrei eines Kindes, und als er hinzu eilte, sah er einen Bauern und sein Weib, die ihr Kind, das an einem Bruche litt, durch eine gespaltene Eiche zogen, und im Frickthal sieht man in den Eichwaldungen eine große Zahl von vernarbten Stämmen, die zu solchem Heil-

verfahren benutzt wurden. — Der Mensch hat auf diese Weise sein Schicksal, sein Leben mit demjenigen der Pflanze gleichsam auf mystische Weise verknüpft. Dies geht noch deutlicher aus dem Umstande hervor, daß es fortan für den so Geheilten gefahrvoll sein soll, wenn der mit ihm in Sympathie gebrachte Baum abgehauen wird, — sein Leben geht mit dem des Baumes zu Grunde. Stirbt der Mensch zuerst, so geht sein Geist in jenen Baum über, und wird der letztere nach Jahren zum Schiffsbau benutzt, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann, d. h. der Kobold oder Schutzgeist des Schiffes und der Mannschaft.

Die Bäume als menschliche Wesen gedacht, waren heilig und unverletzlich. Grausame Strafen standen nach den alten Rechtsgewohnheiten einzelner Orte auf der Schändung der Bäume. „Der en fruchtbaren Baum truttelde, soll mit seinen Dermen nach ufgeschnittenem Bauche umb den Schaden gebunden und damit zugehelen werden. Wenn jemand einen fruchtbaren Baum abhauete und den Stamm verdeckte dieblicher Weise, dem soll seine rechte Hand uf den Rucken gebunden und sein Gemechte uf den Stammen genegelt werden und in die linke Hand eine Axe geben sich damit zu lösen.“ (Schaumburger altes Landrecht.) Noch am 13. November 1720 erklärten die Beisitzer des Holzgerichts, welches von Herrn von Holle zu Harenberg bei Hannover abgehalten wurde, auf die Frage, wie Derjenige zu bestrafen sei, der einen Heister (junger Eich- oder Buchbaum) schäle: „man solle dem Täter das Eingeweide aus dem Leibe schneiden und daran knüpfen und ihn so lange umb den Heister herumjagen, bis er wieder bewunden wird. So einer befunden wird, der einem fruchtbaren Heister den Poll (Kopf) abhauete, solle dem Täter der Kopf wider abgehauen werden.“ Diese furchtbaren Strafandrohungen lassen erkennen, daß der Wipfel den Kopf, die deckende Rinde die Haut, der umwickelnde Bast

die Eingeweide des Baumes als eines beseelten, menschenartig empfindenden Wesens darstellten. Wer die Krone haut, Borke und Bast des lebenden Baumes reißt, beraubt den Baumgeist der zum Leben nothwendigsten Glieder. Der frevelnde Mensch muß mit dem entsprechenden Theile seines Körpers gut machen, was er an jenem gesündigt. Darum sprechen heute noch die Holzarbeiter in der Oberpfalz von Waldbäumen wie von Menschen und bitten den schönen, gesunden Baum um Verzeihung, ehe sie ihm „das Leben abthun".

Die Verschmelzung zwischen Mensch und Baum war zuletzt eine so innig gedachte, daß man die Bäume wie Menschen betrachtete. In Westfalen kündigt man den Bäumen den Tod des Hausherrn an, indem man sie schüttelt und spricht: „Der Wirth ist todt." Der Baum „singt", sagen die Holzarbeiter in der Oberpfalz, wenn der Wind durch die Blätter geht; er „seufzt" unter dem Axtschlag und „stöhnt", wenn er zu Boden fällt. Heilige Bäume „bluten" beim Verletzen. Man vergleiche nur, was Schiller Walter Tell zu seinem Vater sagen läßt (Act III, Sc. 3):

Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führe mit der Axt?
Tell: Wer sagt das Knabe?
Walter: Der Meister Hirt erzählt's. Die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Bei Nauders in Tirol, so erzählt Zingerle, stand ein heiliger Lärchenbaum, der erst 1855 niedergehauen wurde. Allgemein herrschte der Glaube, der Baum blute, wenn man hineinhacke, und der Hieb gehe in den Baum und in den Leib des Frevlers zugleich, und die Wunde am Leibe heile nicht früher, als der Hieb am Baume vernarbe. Ein frecher Knecht nahm sich vor, um den Volksglauben zu Schanden zu machen, den

Baum zu fällen. Schon schwang er die Axt zum zweiten Hiebe, als Blut aus dem Stamme quoll und Blutstropfen von den Aesten niederträufelten. Der Holzknecht ließ die Axt vor Schrecken fallen und lief davon, fiel aber bald ohnmächtig zur Erde nieder und kam erst Tags darauf zur Besinnung. Blutspuren und Narbe sah man aber noch lange.

Aus dem Glauben, daß die Pflanze eine Seele habe, erwuchs die Ansicht, daß dieselbe der zeitweilige Körper einer Menschenseele sei. Die Seelen unglücklich Liebender oder unschuldig Gemordeter wandeln sich in weiße Lilien und andere Blumen, welche aus dem Grabe oder aus dem hinströmenden Blute hervorsprießen.

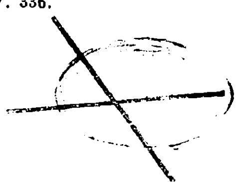
Blutbäume, welche aus dem Blute schuldlos Gerichteter entstanden sein sollen, giebt's noch an manchen Orten, z. B. die Blutlinde zu Frauenstein, einem bescheidenen Dörfchen in der Nähe von Wiesbaden, welche der rheinische Dichter Ferdinand Heyl mit folgenden Worten feiert:

„Stolz reckt dort in der Lüfte Reich mit dichtem Laubgewinde
Fünf Arme, selber Stämmen gleich, des Dorfes alte Linde.
Die Sage hält in ihrer Hut den Baum schon graue Zeiten,
Denn ob der Furcht, es möchte Blut aus seinen Zweigen gleiten,
Wird, seit der Frühling ihn belaubt, kein Aestchen ihm, kein Blatt geraubt.
Und seit sie grünt auf diesem Raum, scheint ein geheimes Leben,
Das nicht ersterben kann, im Baum zu walten und zu weben:
Und noch steht in der Sage Hut er als entsproßt unschuld'gem Blut!"

(Daheim 1883.)

Wie unsere Vorfahren Mensch und Pflanze fast als wesensgleich betrachteten, deuten folgende Beispiele an: Die Rebe thränt oder blutet nach dem Beschneiden; es giebt ein Reben- und Traubenblut, zugleich aber auch eine Liebfrauenmilch. „Während droben die hl. Maria ihr Kind zu stillen beschäftigt ist, fällt dann ein Tropfen aus ihren Brüsten auf die Erde herab; wo derselbe hinfällt, erwächst für den Winzer edelster

Wein, die Liebfrauenmilch zu Worms." (Rochholz I, S. 16.) „Der Baum seines Lebens grünt oder welkt" ist eine geläufige Redensart. Im Saterland (in Oldenburg) stickt man in die eine Ecke der Bettlaken, welche ein Bräutigam mitbekommt, wenn er aus dem elterlichen Hause in einen fremden Hof hineinheirathet, mit bunten Fäden einige Blumen und einen Baum, auf dessen Wipfel und reich belaubten Aesten Hähne sitzen. Zu beiden Seiten des Stammes stehen die Anfangsbuchstaben seines Tauf- und Familiennamens. Ebenso sticken die Mädchen in ihre Aussteuerhemden am Halse auf jede Seite der Spange je einen Baum und die Buchstaben ihres Namens. Es ist der Schicksals- oder Lebensbaum der jungen Leute selber gemeint, der aus dem heimathlichen Boden verpflanzt künftig auch in dem neuen Wohnsitze grünen, wachsen und Früchte bringen soll. In anderen Gegenden werden dem Hochzeitspaare grüne Bäume vorangetragen, ein grüner Baum prangt auf dem Wagen, der die Aussteuer der Braut in die neue Heimath führt, auf dem Dach oder vor der Thür des Hochzeitshauses. In Hochheim und anderen Orten in der Nähe von Gotha besteht der schöne Brauch, daß das Brautpaar zur Hochzeit zwei junge Bäumchen auf Gemeindeeigenthum pflanzen muß. An sie knüpft sich der Glaube, wenn das eine oder andere eingehe, müsse auch der eine oder andere der Eheleute bald sterben. Im Aargau herrscht noch heute die Sitte, in der Geburtsstunde eines Kindes ein Bäumchen zu setzen, in der Meinung, der Neugeborene gedeihe oder serbe (verkümmere) wie dieses Bäumchen. Für Knaben setzt man Apfel-, für Mädchen Birnbäume. Die Vorstellung vom Schicksals- oder Lebensbaum tritt deutlich hervor, wenn ein Fortreisender sein Leben sympathetisch mit einer daheimbleibenden Pflanze verknüpft. Im Märchen von den zwei Brüdern stößt der Fortziehende sein Messer in den Baum vor der Thür des Vaterhauses. So lange es nicht roste, sei das



ein Zeichen, daß er selbst gesund sei, wie der Baum. Im Märchen von den Goldkindern lassen die fortziehenden Jünglinge dem Vater ihre beiden Goldlilien zurück: „An ihnen kannst du sehen, wie es uns ergeht. Wenn sie frisch sind, befinden wir uns wohl; wenn sie welken, sind wir krank; wenn sie abfallen, sind wir todt.“ — Der in Abschiedsweh fast vergehende Liebhaber erklärt in dem schönen Volksliede: „Morgen muß ich fort von hier“ sein Leben mit der zurückbleibenden Geliebten, die wie ein Baum auf grüner Aue sprießt, der Art eins und verwachsen, daß es (wenn er mit dem Körper davonziehe) gleichsam dableiben und sein Wiederbild in der Ferne absterben werde:

„Dort auf jener grünen Au'
Steht mein junges Leben.
Soll ich denn mein Lebelang
In der Fremde schweben?
Hab' ich dir was Leids gethan,
Halt' ich um Verzeihung an;
Denn es geht zu Ende.“

Wie der einzelne Baum, so ist auch der Wald ein Gegenstand der Mythe und Verehrung. Die heiligen Haine wurden eingefriedigt und galten als Tempel, in welchen die Götter selbst wohnten. Den Semnonen war ein Wald so heilig, daß man ihn nur gefesselt betreten durfte, und der zufällig zur Erde Gefallene nicht wieder aufstand, sondern sich hinauswälzen ließ. Es durfte kein Baum, selbst kein Zweig oder Blatt verletzt werden. Sogar als ein lebendes und einheitliches Wesen wurde der Wald betrachtet. Wie von Gewässern, so sagte man auch von Wäldern, daß sie jährlich ein Menschenopfer fordern, nämlich das eines rettungslos Verirrten. Noch im achtzehnten Jahrhundert entstand die Sage, daß der als Hexenmeister geltende Zieten sein Heer aus List, um den Feind zu täuschen, in einen Wald verwandelt habe. Es ging dem General Zieten einmal herzlich schlecht, denn die Oesterreicher und Russen hatten ihn

mit Uebermacht angefallen und er mußte wider Willen Abends zum Rückzug trommeln lassen. So kam er in ein Thal, seine Soldaten waren sehr ermüdet, und er wußte, daß ihm die Feinde lebhaft nachrückten. Da rief er auf einmal: „Halt! und Keiner rühre ein Glied!" Die Soldaten standen wie eine Mauer. Nun schlug der alte Zieten ein Kreuz, murmelte Etwas dazu und im Hui war die ganze Armee in einen großen Wald verwandelt. Er selbst kletterte auf einen Eichbaum und lachte über das, was kommen werde. Es dauerte nicht lange, so lief der Feind von dem Berg herab, Panduren und Kosacken, Kroaten und Ungarn, Weißröcke und Grünröcke kamen und erstaunten, als sie anstatt des Heeres einen Wald vor sich sahen, den sie nun rasch durcheilten, indem sie zornig hier und da einen Zweig abhieben. Als die Feinde weit genug fort waren, stieg der alte Zieten von seiner Höhe, murmelte einen anderen Spruch und seine Soldaten standen wieder da mit Sack und Pack und wie eine Mauer. Mancher hatte zwar einen kleinen Hieb bekommen oder den Zopf verloren, das that aber nichts zur Sache und der Alte sagte: „Vorwärts, nun fassen wir den Feind im Rücken!" Der Feind wurde wirklich geschlagen und der alte Fritz wollte sich dann halb todt lachen über den Witz, den Zieten gemacht hatte.

Echt deutsch ist auch die Liebe zum Waldleben; in der Nähe des Waldheiligthums wurde die sterbliche Hülle begraben, und wird der Tod selbst „Freund Hain" genannt (vergl. die Schlußstrophe des Studentenliedes „Weg mit den Grillen und Sorgen"):

„Dräut euch ein Wölkchen von Sorgen,
Scheucht es durch Hoffnung bis morgen,
Hoffnung macht Alles uns leicht!
Hoffnung, du sollst uns im Leben
Lieblich und tröstend umschweben,
Und wenn Freund Hain uns beschleicht,
Mache den Abschied uns leicht!"

Gewisse Bäume des Waldes genossen bei unseren Vorfahren noch eine besondere Verehrung, weil man sie als persönliche Gaben und Geschenke gewisser Gottheiten betrachtete. War schon bei den Alten die Fichte dem Gott des Meeres Poseidon heilig, weil sie Schiffsholz und Masten hergab, der Hartriegel dem Kriegsgotte Mars geweiht, weil man von ihm Speerholz gewann, so waren bei den germanischen Stämmen insbesondere Eiche, Esche, Linde, Birke, Buche und Hasel heilige und geweihte Bäume ihrer Götter.

Die Eiche, in der Vollkraft ihres Wachsthums, in ihrer würdevollen Erscheinung so recht das Bild markigen, deutschen Wesens, war dem Gotte Donar geweiht, der sich im rollenden Donner und im grellen Blitz offenbart. Niemand wagte es, sie ihres Laubes oder ihrer Zweige zu berauben. Das Recht, sie zu vernichten, hatte allein Donar, der mit seinem Wetterstrahl die stolze Eiche trifft, daß sie zerschmettert zu Boden sinkt. Der heilige Eichenhain konnte nur vom opfernden Priester betreten werden. In dem heiligen Dunkel saßen die Priesterinnen und lauschten dem Rauschen des Laubes, um dem harrenden Volke den sich darin offenbarenden Willen ihres Gottes zu verkünden. Unter den hohen Kronen der Eichbäume versammelten sich alljährlich — gegen den Frühling hin — unsere germanischen Voreltern, um den Donnerer zu bitten, Frost und Kälte zu bannen und den lachenden Lenz senden zu wollen. Brachen einmal Pest und bösartige Krankheiten verheerend aus, so eilten wiederum die heidnischen Germanen in großer Angst um ihr Leben nach dem heiligen Eichbaum und beteten. Desgleichen versammelten sie sich daselbst, wenn endgültig beschlossen werden sollte, ob der holde Frieden noch fernerhin in den Gauen weilen oder Krieg und Kriegsgetümmel die Fluren verwüsten sollte. Die alten, ehrwürdigen Baumriesen waren Zeugen, wie die starken, unbändigen Söhne des Vater-

landes die Freiheit liebten und alles Gut und Blut daran zu setzen erklärten, wenn es galt, den vaterländischen Boden von der Fremdherrschaft zu befreien. In dem Dunkel des Haines lagen auch die geweihten Fahnen, welche die tapferen Helden voll Ehrgefühl hervorholten, sobald der Kriegsruf durch die Gauen hallte. Und kamen dann die Streiter für Freiheit und Vaterland siegreich zurück, so wurden sie von den Daheimgebliebenen mit Kränzen aus Eichenlaub empfangen, die den Siegern aufs Haupt gedrückt wurden — eine Sitte, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Stolz zogen diese zu den Ihrigen, denn ein Eichenkranz galt mehr, als eine goldene Fürstenkrone. — Die geliebten Todten begrub man gern im Waldesdunkel unter hochragenden Eichen, und der Eichenkranz war als Gräberschmuck beliebt. Deshalb ruft der Dichter aus:

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glück
In deiner Vorzeit heil'gem Silberglanz,
Vergiß die theuren Todten nicht und schmücke
Auch uns're Urne mit dem Eichenkranz." (Th. Körner.)

Der Glaube an die Heiligkeit des Eichbaumes wurzelte so tief in dem Gemüthe unseres deutschen Volkes, daß die ersten Sendboten, welche in das finstere Heidenthum das helle Licht des Christenthums bringen wollten, oft vergeblich dagegen ankämpften. Es ist bekannt, wie Bonifacius, der große Apostel der Deutschen, jene Donnereiche bei Geismar in Hessen mit eigener Hand fällte, ohne daß ihn, den Frevler, wie man erwartet, ein Blitzstrahl zerschmetterte. In manchen Gegenden Niedersachsens und Westfalens erhielt sich die Verehrung heiliger Eichen bis in die neueste Zeit. Im Paderbornischen befindet sich eine solche, zu welcher die Bewohner von Kalenberg und Wormeln noch jetzt in feierlichem Zuge gehen.

Als Stammbaum des ganzen Menschengeschlechts galt den Germanen, wie schon erwähnt, die Esche. Sie war ihnen

daher besonders heilig. Eine Esche, die sogenannte Weltesche (Yggdrasil), ragt mit ihrem Wipfel über die Wohnungen der Götter empor; ihre Zweige breiten sich über die ganze Welt aus und spenden überall kühlen Schatten. Drei Wurzeln halten sie fest und reichen bis in die Unendlichkeit. Die eine zieht sich nach den Wohnungen der Menschen. Am Fuße derselben sitzen drei weissagende Frauen (Nornen), denen alle Zeiten offenbar sind; sie heißen Urd, Werdendi und Skuld, d. h. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In ihrem Schooße liegen die heiteren und die schwarzen Loose, welche den Menschen das zugedachte Schicksal bereiten, indem ihnen bald Kummer und Leid, bald Freude und Glück auf den Lebensweg gestreut wird. Damit die Esche ewig grüne, stets Blätter und Knospen trage, nehmen die vielwissenden Frauen Wasser aus dem Brunnen der Vergangenheit und benetzen sie damit. Zwei majestätische Schwäne, weiß wie frisch gefallener Schnee, ziehen stumm ihre Kreise, die Menschen mahnend, still und ernst ihre Lebensaufgabe zu erfüllen. — Die zweite Wurzel geht nach dem Lande der Riesen, wo ein Wunderquell murmelt, der sie begießt und befruchtet. Ein Wächter sitzt an seinem Ufer und treibt Alle, die von dem Wunderwasser trinken wollen, unerbittlich fort. Ein Trunk aus der Quelle verleiht eine Fülle von Weisheit, daß selbst die Zukunft gelichtet ist. Aber keinem Sterblichen, selbst keinem der unsterblichen Götter ist das Glück beschieden, davon zu trinken; nur der höchste Gott, Allvater, neigte sich einst zum klaren Wasserspiegel und trank, weshalb ihm alle Weisheit innewohnt. — Die dritte Wurzel zieht sich nach dem Reiche der blassen Todtengöttin, wo ein gewaltiger, rauschender Kessel steht, aus dem die urweltlichen Ströme entspringen. Hier aber droht dem Baume Gefahr, denn an der Wurzel nagt ein schrecklicher Drache, welcher ihn umzustürzen droht. — Auf dem Wipfel des Baumes weidet eine Ziege, die aus ihrem Euter

den im Heldenkampfe Gefallenen täglich frische Milch spendet. Neben ihr zehrt ein riesiger Hirsch von dem Laube; dazu wandeln vier andere an den Aesten entlang, welche mit gekrümmtem Halse die Knospen und Blätter abrupfen. Ein starker Adler sitzt in dem Wipfel und ist himmlischer Weisheit voll. Endlich schwingt sich ein Eichhörnchen ohne Rast und Ruhe von Zweig zu Zweig und überbringt die Zankworte, welche der Drache gegen den Adler ausstößt. — Fragen wir nach der Deutung dieser wunderbaren Mythe, so erkennt man leicht, daß die Weltesche ein Sinnbild der Zeit und des Lebens ist. Wie auf sie feindliche Mächte zerstörend einwirken, so nagen am Lebensbaume der ganzen Menschheit Zerstörung und Verderben; doch wird derselbe, wenn auch Blätter und Knospen zur Erde fallen, ewig grünen und Geschlechter auf Geschlechter entstehen lassen. — Unter der Weltesche hielten einst die Götter Gericht, und noch im siebzehnten Jahrhundert wurde in der Schweiz unter der Esche Gericht gehalten. Die Esche schützt vor Blitzschlag, stillt Blutungen, und vor Allem vertreibt sie giftige Schlangen. Mit einem Eschenzweige kann man jede Schlange tödten oder doch unbeweglich machen. Ein Haus im Schatten einer Esche oder mit Eschenblättern umstreut ist vor Schlangen sicher. Ihrer Heiligkeit — besser wohl ihres zähen Holzes — wegen wurde die Esche zur Anfertigung vieler Geräthe verwendet; der Skandinavier schnitzte Lanzen und Wanderstäbe daraus, und heute noch verfertigt der Alpler seine Bergstöcke aus Eschenholz.

Eine nicht minder wichtige Rolle spielt die Eberesche oder der Vogelbeerbaum. Sie ist der Hammer in der Hand Donars; dieser aber schützt gegen Zauberer und Riesen. In der ersten Maiennacht zeichnete man daher sein Bildniß dreimal an die Hausthüre, welches dann durch christlichen Einfluß später in drei Kreuze verwandelt wurde. Vom Holze der Eberesche,

die ebenfalls nicht vom Blitze getroffen werden soll, müssen die Stierjoche und die Kufen zum Bierbrauen gemacht werden, und mit ihren Blättern füttert man die kranke Ziege — ein Thier Donars —, um sie zu heilen.

Wenn die Eiche als Sinnbild der Kraft, des Muthes und des Ruhmes gilt, so ist die Linde ein Symbol der Sehnsucht und Zärtlichkeit, der Liebe und der Lieder. In zahlreichen Liedern und Gesängen wird sie verherrlicht. Als Baum der Liebe fand die Linde einen würdigen Platz auf den Gräbern der Geliebten. Darum singt der Dichter:

„Drum wenn ich einst gestorben bin,
Pflanzt eine Linde mir aufs Grab;
Die Blüthe duftet, es duftet das Laub:
Das wehen die Winde nicht ab.“

Sie war in uralter Zeit der Göttin der Liebe, Frigga oder Holda, geweiht. Unter den Zweigen des Lindenbaumes wurden Gerichte — ich erinnere nur an die Vehmgerichte — und Feste abgehalten. Die Jugend versammelte sich dort zum Spiel, die Alten zu ernsten Reden und wichtigen Berathungen. Die stolzen Jünglinge kamen, mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, und hielten den Tanz, dem Alt und Jung zuschaute. War der Tanz zu Ende, dann trat die Gesellschaft zum Ringelreihen an. Alle faßten einander bei den Händen, sangen im Wechsel und gesellten die Paare, welche den Reigen sprangen. Der Spielmann spielte dazu neue Lieder, die in den dichten Kronen lieblich wiederhallten. Unter der Linde fanden auch, namentlich im Mittelalter, die Trauungen statt; und wenn der Eid der ehelichen Treue unter freiem Himmel abgelegt werden sollte, so gab es sicher keinen würdigeren Platz, als unter dem Baum der Liebe. — Da die Linde in sehr nahe Beziehung zur Gottheit gebracht wurde, war es natürlich, daß sie in mancher Hinsicht für wunderthätig galt. Man fabelte,

sie sei gegen den Blitzstrahl gefeit und berge der Götter Segen. War nach einem heftigen Gewitter der Regen vom Himmel geflossen, so eilte Jung und Alt unter ihre Krone und ließ die Tropfen, welche an den Blättern hängen geblieben waren, auf sich niederrieseln, weil man glaubte, das Wasser schütze gegen allerlei Krankheiten und Zufälle. Ihr Bast diente als Schutzmittel gegen bösen Zauber, den Teufel und alle bösen Geister und wurde daher mit heiliger Scheu betrachtet und aufbewahrt. Im Gegensatze dazu war in manchen Gegenden, besonders im Norden und Nordosten Deutschlands, der Aberglaube im Schwange, sie verleihe dem Zauberer Gewalt, Menschen in Wölfe, sogenannte Werwölfe, zu verwandeln. Die Verwandlung dauert gewöhnlich neun Tage; wirft man am zehnten Tage Eisen oder Stahl über einen Werwolf, so wird er in seine nackte Menschennatur zurückgewandelt, ebenso wenn man ihn dreimal bei seinem Namen ruft. Man erkennt einen Menschen, der ein Werwolf ist, daran, daß er Fasern zwischen den Zähnen hat, welche von den zerrissenen Kleidern herrühren, oder an den zusammengewachsenen Augenbrauen, oder er hat am Kreuz ein Wolfsschwänzchen oder auf dem Kopfe zwei Wirbel. Nicht immer ist der Werwolf ein verwandelter lebender Mensch, sondern ein dem Grabe in Wolfsgestalt entstiegener Leichnam. Er hat im Grabe keine Ruhe und erwacht wenige Tage nach der Bestattung. Dann wühlt er sich, nachdem er das Fleisch von den eigenen Händen und Füßen abgefressen hat, um Mitternacht aus dem Grabe hervor, fällt in die Heerden und raubt das Vieh, oder steigt in die Häuser, legt sich zu den Schlafenden und saugt ihnen das warme Herzblut aus; nur eine kleine Bißwunde auf der linken Seite der Brust zeigt die Ursache ihres Todes an. — Ein nicht unwesentlicher Antheil ist der Linde in der herrlichen Siegfriedsage zugewiesen. Jung Siegfried ging von des Vaters Burg herab, um seine Heldenkraft zu erproben. In der

Hand trug er einen Stecken, in der Brust aber hohe Kühnheit. Nachdem er sich ein gutes Schwert geschmiedet hatte, erschlug er einen grimmigen Drachen und badete sich in dessen Blute, das seine Haut so fest wie Horn machte. Beim Baden aber fiel ihm ein Lindenblatt zwischen die Schultern, wodurch die berührte Stelle verwundbar blieb. Hier traf ihn des grimmen Hagens hinterlistig geschleuderter Speer, Siegfried sank in die Blumen des Grases und verschied nach kurzem Todeskampfe.

Die Birke, jener liebevolle Wohlthäter der Nordländer, war bei unseren Vorfahren ein echter Freudenbaum. Sobald die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings mild vom Himmel leuchten, schmückt sie sich mit frischem Grün, Alt und Jung zieht hinaus zum lieblichen Birkenwalde, um das Frühlingsfest zu feiern. Hier wird nach den Klängen der Musik getanzt, dort geschaukelt, hier singt die fröhliche Menge lustige Volkslieder, dort haben sich Bekannte vereinigt und genießen unter Lachen und Scherzen, was die einfache Küche zu bieten vermag. Ueberall wogt es unter den biegsamen, schlanken Zweigen von fröhlichen Menschen, die eine Zeit lang die Mühen und Sorgen des Lebens vergessen. Naht der Abend, so schmücken sich die Festgenossen mit Birkenzweigen und ziehen in ihre Hütten, die statt der Ziegel mit Birkenrinde gedeckt sind. — In vielen Gegenden ist es heute noch Sitte, daß am Pfingsttage, wenn der Frühling seinen Einzug hält, die Jungfrauen das trauliche Stübchen und die Eingangsthüre des Hauses mit jungen Birkenzweigen, „Maien,“ schmücken. Die Pfingstbirke oder der Pfingstmai spielt nicht selten, namentlich in ländlichen Ortschaften, besonders in Rheinland und Westfalen, eine große Rolle. Am Abend vor dem Festmorgen ziehen die jungen Burschen in den Wald und holen die schönsten Bäume des Birkenwaldes, um sie während der Nacht vor dem Fenster einer viellieben Jungfrau aufzupflanzen. Erwacht das Mädchen und sieht den

stattlichen Baum, so fühlt es sich hochgeehrt, da es weiß, daß es sich Liebe erwarb. Hat aber irgend eine Jungfrau die Gunst der Jünglinge verloren, sei es, daß sie hochmüthig oder zänkisch und abstoßend war, so erhält sie entweder gar keinen oder einen trockenen Baum (an manchen Orten einen Strohwisch). Ein solch gezüchtigtes Mädchen ist lange Zeit hindurch Gegenstand der boshaftesten Bemerkungen und des Spottes. Weiß daher ein Mädchen, daß es nicht beliebt ist und sich einer Züchtigung gewärtigen muß, so drückt es in der Pfingstnacht vielleicht kein Auge zu, damit es vor Tagesanbruch, ehe die Bewohner erwachen, den Schandbaum hinter dem Fenster fortschaffe.

Bei der Erziehung der Kinder war in früheren Zeiten die Birkenruthe ein vortreffliches Heilmittel gegen Ungehorsam und Trotz. Diese Züchtigungsart hielt man für unerläßlich, und ein Dichter des sechzehnten Jahrhunderts singt:

„Grüß dich, du edles Reise,
Deine Frucht ist Goldes werth,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt."

Die stattliche Buche hat zwar keinen Antheil an dem Siegesjubel und den Kriegsthaten unserer Vorfahren; dafür aber hat sie in stiller, segensreicher Weise beigetragen, gute Sitte und Bildung unter dem Menschengeschlecht zu verbreiten. In der Zeit der alten Germanen, wo noch kein Papier erfunden war, gab sie die Stäbe her, in welche gewisse Zeichen für Laute und Wörter eingeschnitten wurden, damit wichtige Ereignisse und Lehren auf die späte Nachwelt sich vererben konnten. Diese Schreibart hatte im Vergleich zu der anderer Völker des Alterthums, welche die Schriftzeichen in Blätter ritzten, den entschiedenen Vorzug der Dauerhaftigkeit. Zum Danke dafür hat man den Schriftzeichen für die Laute nach ihr den Namen „Buchstaben" gegeben, welches bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Als

später die Kunst der schriftlichen Darstellung weiter ausgebildet wurde, war die Buche die treue, helfende Begleiterin des Fortschrittes. Schon vor der Zeit Gutenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunst, schnitt man in glatte Holztafeln, meist aus Buchenholz, erhabene Bilder, bestrich sie mit Farbe und druckte sie alsdann auf Papier. Später fügte man den Bildern auch Reime und Sprüche bei und druckte zuletzt größere Bücher. Bei diesem Verfahren aber mußte man ebenso viele Holztafeln anfertigen, als das Buch Seiten hatte, und für jedes neue Buch waren neue Tafeln nothwendig. Da kam Gutenberg auf den Gedanken, die Buchstaben einzeln aus Holz zu schneiden und sie zu verschiedenen Wörtern zusammen zu setzen. Aber er fand bald, daß sich die Holzbuchstaben, selbst die festen aus Buchenholz, leicht abnutzten, und daß es viele Mühe machte, die so schnell verbrauchten durch neue ersetzen zu müssen. Nun sann er darauf, Buchstaben aus Metall zu fertigen, und nach langen Mühen gelang es, damit die Bibel, dies viel begehrte Buch der Bücher, zu drucken. Die Buchenbuchstaben wurden nunmehr bei Seite gesetzt, das Buchenholz aber mußte auch jetzt noch wesentliche Dienste leisten, denn die gedruckten Bücher wurden mit Einbanddeckeln aus Buchenholz versehen. „So hat die Buche treu und ehrlich geholfen, die Menschheit weiser und frömmer zu machen," sagt Warnke, „und darum verdient sie es, gerade so gut besungen zu werden, wie die kriegerische Eiche, aus deren Holz die Speere geschnitten wurden." — Als Baum der „Wissenschaft" soll sie zuweilen auf ihren Blättern ein T bilden, wodurch sie auf Gott Thor (Donar) hinweise, der sich darin offenbare, denn T ist das Runenzeichen für Thor. Wer so glücklich ist, ein solch gekennzeichnetes Blatt zu finden, kann der Sage nach sich, seine Thiere, sowie sein ganzes Haus vor Schäden und Verzauberungen schützen.

Der Haselstrauch, in der altdeutschen Mythologie dem

Gotte Donar geweiht, hat vor Allem die Kraft, Verborgenes zu entdecken. Zu dem Ende schneidet man an einem dazu geeigneten Tage Morgens zwischen drei und vier Uhr einen jungen, einjährigen Zweig ab, der von den Einflüssen der Witterung am wenigsten gelitten hat und daher am empfindlichsten ist, und benutzt ihn als Wünschelruthe. Damit dieselbe aber recht brauchbar werde, soll man beim Abschneiden sprechen:

„Ich schneide dich, liebe Ruthe,
Daß du mir mußt sagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich so lang' nicht rühren,
Bis du die Wahrheit thust spüren."

Oder:

„Gott grüß' dich, du edles Reis.
Mit Gott dem Vater such' ich dich,
Mit Gott dem Sohne find' ich dich,
Mit des heiligen Geistes Macht brech' ich dich."

Die Wünschelruthe öffnet verschlossene Berghöhlen und Thüren, läßt Wasserquellen finden, schützt gegen Zauberei, vertreibt Hexen und böse Geister. Mit ihr kann man das Feuer beschwören und sich vor Schlangen und dem Blitze schützen, vermißtes Geld, verirrtes Vieh, einen heimlichen Feind, den verlorenen Weg, ja selbst Räuber und Mörder finden; sie giebt kund, ob Jemand in der Fremde gesund oder krank, todt oder lebend ist, ob eine Frau einen Sohn oder eine Tochter gebären werde, ja man kann im Meere jene Stellen finden, an welchen Waaren untergesunken. — Die Haselnuß galt als das Sinnbild des Frühlings, des Lebens und der Unsterblichkeit und, weil sich die Haselnüsse oft gepaart finden, auch als ein Zeichen des ehelichen Glücks. Mit Haselstäben wurden die Saatfelder, die Gerichtsplätze und die Wahlplätze für die Zweikämpfe umsteckt, und zwar zum Zeichen, daß diese Stellen von keinem Unberufenen betreten werden durften. Man dachte sich den Strauch

von einem geistigen Wesen geschützt, und unsere Volkslieder führen oft Gespräche mit der „Frau Hasel". Im Schwarzwald trugen die Hochzeiter eine Haselruthe, und wenn in einem Jahre viele Haselnüsse wachsen, gilt es als ein Anzeichen, daß viele Kinder zur Welt kommen sollen. Auch die Ruthen, welche Jakob in den Brunnen legte, um seine Schafe besonders fruchtbar zu machen, sollen Haselstäbe gewesen sein. Die Haselstaude galt also mit ihren zahlreichen Früchten als ein Symbol der Vermehrung. — Zur Kindererziehung darf die Haselruthe nicht verwandt werden, denn die Kinder verlieren dadurch ihren geraden Wuchs. Dafür kann man aber mit einem Haselstocke auch sogar Abwesende recht nach Herzenslust durchbläuen. Man geht zu diesem Zwecke am Charfreitag vor Sonnenaufgang hinaus und schneidet, ohne zu reden und ohne angeredet zu werden, das Antlitz gegen Osten gewendet, den Haselstock im Namen der heiligen Dreifaltigkeit mit drei Schnitten ab. Dann nimmt man ein altes Kleidungsstück, spricht den Namen Desjenigen darüber aus, der die Bescheerung empfangen soll, und schlägt darauf los, so lange man Kraft und Lust hat. Der Genannte wird dann, und sei er wo immer, die unsichtbaren Hiebe aufs Schmerzlichste empfinden. Einst stand ein Hirt ruhig auf einen Stock gelehnt, als mehrere Soldaten vorüber kamen. Einer von ihnen, ein guter Schütze, schoß den Stab weg, so daß der Hirte hinfiel. Dieser jedoch sagte nichts, sondern zog, als die Soldaten vorüber waren, seinen Kittel aus und schlug mit seinem Haselstock so wacker darauf los, daß man den Soldaten, der überdies von seinen Kameraden verhöhnt wurde, eine Viertelstunde weit schreien hörte. Wer seine Rache noch weiter treiben will, der schneidet Sonntags vor Sonnenaufgang einen jährigen Haselzweig, beugt sich nieder und spricht zu diesem: „Ich schneide dich im Namen meines Feindes N. N., den ich zu verstümmeln Willens bin." Dann geht er nach

Hause, legt den Zweig im Namen der heiligen Dreifaltigkeit auf einen Eichentisch, holt sich ein scharfes Messer und zerhackt den Zweig, indem er spricht:

„Bald — bleuein — droch — mirroch — betu — baroch — assa — maroth! Die hl. Dreifaltigkeit strafe den, der dies Uebel begangen und lasse es nicht zu, es zu wiederholen. Eson — elion — emasis — ales erge!“

So furchtbar diese Formel auch klingen mag, so wollen wir mit Perger, dem diese Schilderung entnommen, hoffen, daß Niemand darunter leidet, als der arme, einjährige Haselzweig.

In den Kreis der heiligen Bäume, der sich noch erweitern ließe, gehört auch der Hollunder oder Flieder. Mit heiliger Scheu betrachtete man die Menge schwarzer Beeren, die stark duftenden, schweißtreibenden Blüthen, das lockere Mark und den hohl werdenden Stamm. Bis auf unsere Tage vermuthete man in seinem dichten Laube ein geistiges Wesen, die Frau Holle oder Holder, welche ihn mit übernatürlichen Kräften ausrüste und vor Verletzung schütze. Jetzt noch ziehen die Tiroler vor dem Hollunder den Hut, und die Schleswiger baten ihn ehedem kniefällig um Verzeihung, ehe sie seine Aeste stutzten, indem sie mit Andacht sprachen: „Frau Elhorn (Holder), gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde.“ Die alten Germanen benutzten ihn beim Bestatten ihrer Leichen, damit er dem Verstorbenen noch nach dem Tode Segen spende; der Schreiner ging schweigend zum Holderbusch und schnitt eine Stange ab, um das Maaß einer Leiche zu nehmen, und der Fuhrmann, der die Leiche fuhr, trug statt der Peitsche einen Hollunderstock. Die trauernden Verwandten legten auf das Gesicht des Todten einen Fliederzweig und pflanzten einen Fliederbusch auf das theure Grab. Der Hollunder beschützt Haus, Hof und Vieh; in seinem Schatten schläft man sicher gegen jeden Unfall; den Schläfer wecken süße

Träume, von lustigen, lichthellen Elfen umgaukelt. — Der Holder gilt dem Landmann als eine vollständige Hausapotheke, denn er benutzt die Blüthe, die Frucht, das Mark, die Rinde, den Splint, das Holz und die Wurzel. Schält er den Splint nach aufwärts los, so dient ihm dieser als Brechmittel, zieht er ihn nach abwärts vom Holz, so wirkt er abführend. Wer Jemand heilen will, der an Zahnweh leidet, geht mit einem Messer in der Hand rücklings zu einem ihm bekannten Holderbusch und spricht, ohne aufzusehen: „Liebe Frau Hölter, leiht mir ein Spälter, den bring' ich euch wieder." Darauf löst er ein Stück Rinde los, schneidet einen Spahn aus dem Holz, den er, wieder rückwärts gehend, in die Stube trägt. Nun ritzt der Leidende sein Zahnfleisch mit dem Spahn, bis dieser blutig wird, und dann trägt der Andere, abermals rücklings gehend, den Spahn zum Holder zurück, setzt ihn wieder ein und verbindet die Rinde, worauf sich der Zahnschmerz verliert. Andere Heilkünstler meinen, man könne durch einen Hollunder das Fieber vertreiben, indem man die Krankheit auf den Busch übertrage. Schweigend gehen sie zu einem dazu ausersehenen Strauch, fassen ein Zweiglein, um es zu brechen, und sprechen die Zauberformel:

„Zweig, ich biege dich, Fieber nun laß mich;
Ich hab' dich einen Tag, hab' du's nun Jahr und Tag."

Am anderen Morgen soll der Kranke gesund sein. Steckt ein Fieberkranker, ohne zu sprechen, einen Fliederzweig in die Erde, so bleibt das Fieber daran haften und hängt sich an Denjenigen, welcher zufällig dahin kommt; daher soll man nie einen im Boden steckenden Holderzweig berühren, am allerwenigsten mitnehmen. Darum:

„Ragt aus der Erde ein Holderzweig, —
Drücke dich schleunigst aus seinem Bereich!"

Nicht unerwähnt bleibe die Tanne. Dort, wo es keine Eichen gab, erklärte man die immergrünen Tannen für den

Wohnsitz der Götter. Die den Göttern geweihten Tannen galten für gefeit und gebannt, und als später die christlichen Sendboten dieselben umhauen wollten, widersetzten sich die Alten dem ebenso, wie dem Fällen der sogenannten Donnereichen. Die Tannen lieben die Gesellschaft; sie vereinigen sich oft zu unabsehbaren Wäldern, wo Stamm an Stamm zum Himmel emporstrebt. Unter ihren dichten Kronen herrscht ein geheimnißvolles Dunkel, das abergläubischen und furchtsamen Menschen Entsetzen bereitet. Die Thiere, welche in diesem Dickicht wohnen, treten in ihren Umrissen nicht klar hervor; sie eilen durch das Halbdunkel wie Geister und Dämonen, schattenhaft und gespenstisch. Aengstliche Naturen glaubten daher in ihnen überirdische Wesen, Ungeheuer und Kobolde zu sehen. So kam es, daß bei unseren Vorfahren oftmals der finstere Tannenwald für den Aufenthaltsort böser Geister, frecher Riesen und schrecklicher Unthiere galt. Wer erinnert sich nicht der schönen Heldensage von „Roland dem Schildträger". Dieser zieht mit seinem Vater Milon aus und erschlägt Nachts den Riesen im Ardenner Walde, dessen Schild ein kostbares Kleinod enthält, welches blitzt und leuchtet wie die Sonne. — Weil die Tanne zu allen Zeiten in frischem, hoffnungsreichem Grün prangt, ist sie dem gläubigen Germanen ein Sinnbild der Hoffnung und Beständigkeit. Ihre immergrünen Nadeln erinnern an die immerwährende Liebe des himmlischen Vaters, die sich in der Geburt des Jesuskindes offenbart, und an das ewige Licht, welches in die Finsterniß leuchtet. Kein Baum war somit würdiger, zum Weihnachtsbaum ausersehen zu werden. Tacitus erzählt in seinen „Annalen" von dem Feste der Tanfana, einer Göttin, welche besonders von den Deutschen am Niederrhein verehrt wurde, daß bei demselben Tannenzweige in der Hand getragen wurden, und wird von diesem Feste unser Weihnachtsbaum abgeleitet.

Diese, keineswegs historisch nachweisbare Meinung findet ihre Erklärung in dem Wunsche, die Sitte des lichterstrahlenden Christbaumes in die uralte Zeit zurückzuverlegen, weil wir Deutsche uns ein Weihnachtsfest ohne dieselbe gar nicht mehr vorstellen können. Die erste klare Erwähnung des Christbaumes findet sich in der „Katechismus-Milch" des Straßburger Professors Dannhauer aus dem siebzehnten Jahrhundert. Derselbe eifert dagegen mit folgenden Worten: „Unter anderen Lappalien, damit man die frohe Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begehet, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen oder Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasie und Abgötterei, so man mit dem Christkind pfleget zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche bauet und den Kindern eine solche Opinion beibringt, daß sie ihre innigliche Kindergebetlein vor dem vermummten oder vermeinten Christkind fast abgöttischer Weis ablegen." Im vorigen Jahrhundert geschieht nur ausnahmsweise Erwähnung des Christbaumes. Goethe fand ihn in Leipzig im Hause von Theodor Körner's Großmutter, Minna Stock, im Jahre 1765. Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier" und Tieck in der Novelle „Weihnachtsabend" erwähnen ihn noch nicht als Bestandtheil der Festfeier in Berlin. 1815 brachten ihn preußische Officiere nach Danzig. Die Vertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte vor Allem seine Ausbreitung, so daß er bald in dem protestantischen Norddeutschland als der schönste Schmuck zu der Weihnachtszeit gehörte. Immer mehr breitet sich die Sitte aus und findet auch in katholischen Kreisen, namentlich der Rheinlande, Eingang. Der Weihnachtsbaum ist das echte Symbol deutschen Gemüthes und deutscher Geistestiefe,

ein Gegenstand heißer Sehnsucht von Millionen Kinderherzen; durch ihn ist unser Weihnachtsfest zum schönsten auf dem weiten Erdenrund geworden.

Auch an manche andere, noch jetzt in unserem Volksleben lebendige Sitte erinnert die Tanne. Es ist eine allgemein verbreitete Sitte, beim Richten eines Hauses einen Mai- oder Tannenbaum auf den Giebel desselben zu nageln. Die geschmückte Tanne oder, wie in vielen Gegenden, nur ein geschmückter Kranz, sollen von dem neuerbauten Hause Blitz und Sturm fernhalten und das Haus bis auf Kindeskind grünend und blühend erhalten. Die Richttanne stellt den Genius des Wachsthums dar, der als guter Hausgeist alle Zeit über der neuen Wohnstätte walten möge.

„Die Heiligkeit der Pflanzen hört bei keiner Klasse derselben auf, wie sie bei keiner anfängt," sagt Henne am Rhyn; „es werden unter dem zahllosen Heere ihrer Arten schwerlich viele zu finden sein, welche nicht in der Mythe oder wenigstens in deren entstelltem Ueberreste, dem Aberglauben, eine Rolle spielen." Für das nähere Studium sei auf die am Schlusse erwähnte Literatur hingewiesen, vor Allem auf die Werke von Perger, Reling und Bohnhorst, Rosenkranz und Warnke. Nur die Lieblingsblumen des deutschen Volkes, die Rose und die Lilie, mögen noch Erwähnung finden.

Wie die Eiche die Königin des Waldes, so ist die Rose ihrer Schönheit und ihres bezaubernden Duftes willen die Königin des Gartens und der Blumen. Keine Blume ist von Alters her so geehrt, keine so geliebt, keine so oft besungen worden, wie sie. Schon im hohen Alterthum galt sie als ein Sinnbild der Liebe, der Freude und Lust, der Anmuth und Zärtlichkeit. Auch bei unseren Vorfahren nahm die Rose eine hervorragende Stelle ein, und mehrfach begegnen wir derselben in der deutschen Mythologie und dem Volksglauben. So führt

Loki den Frühling dadurch herbei, daß er die winterliche Erde zum Rosenlachen zwingt; denn sobald die Wintergöttin lacht, schmilzt Schnee und Eis, der Frühling hält seinen Einzug und schmückt die Flur mit Rosen. Der Dornbusch der wilden Rose war den germanischen Völkern ein Bild des Feuers, und da die dereinstige Vollendung der Welt durch Feuer geschehen sollte, so war ihnen der Dornbusch ein Bild des Weltunterganges. Deshalb heißt's im Rheinlande, in welchem sich noch die schöne Sitte erhalten hat, Jungfrauenleichen mit Kränzen von wilden Rosen zu schmücken, der Weltuntergang und das jüngste Gericht seien nahe, sobald der Rosenstrauch zweimal in einem Jahre geblüht habe. Die Heckenrose oder wilde Rose, welche mit ihren dornigen Zweigen ein für Menschen und Thiere undurchdringliches Dickicht bildet, soll mit Vorliebe an solchen Orten wachsen, an denen einst heilige Haine gestanden oder die zu Opfer- und Begräbnißstätten gedient haben. Sie verdankt ihr Entstehen dem Umstande, daß einst Maria die Kleider des Jesuskindleins zum Trocknen über diesen Strauch breitete. Diese Sage erinnert an das germanische Heidenthum. Noch heute erwartet man im Volke, besonders in Norddeutschland, wenn es die Woche hindurch geregnet hat, am Ende derselben schönes Wetter, denn „Frau Holle muß zum Sonntag ihren Schleier trocknen"; sie hängt ihn auf Rosenbüsche, und darum erblühen die Rosen so schön. Hexen und Werwölfen war die wilde Rose gefährlich; brach eine Hexe einen Zweig von ihr, so war sie entlarvt, und der Werwolf ward durch die Berührung dieses Strauches wieder zum Menschen. Sie galt auch als Vorzeichen des Todes. Als letzten Rest dieser Anschauung kann man den noch heute anzutreffenden Aberglauben ansehen, daß eine einzelne im Herbste aufblühende Rose den Tod eines Familiengliedes ankündet. — Die Monatsrose ist nach der Sage aus einem in das Meer gefallenen Tropfen von

Christi Blut entstanden. Auch die nach unten gebogenen Stacheln weiß die Sage zu erklären. Der vom Himmel gestürzte Luzifer hatte sich einen Strauch mit langen Ruthen und voller Dornen geschaffen, um an diesen Gerten wie an einer Leiter wieder in den Himmel zu steigen. Als aber der Herr seine Absicht merkte, bog er die Zweige nieder. Der hierüber erzürnte Teufel krümmte auch die Dornen (Stacheln), so daß sie fortan Alles, was sie berühren, festhalten.

Nach der Meinung des Volkes wachsen Rosen nicht gern da, wo ein Todter liegt, und wenn man einem Todten Rosen mit ins Grab giebt, so welkt der Strauch, der sie getragen hat. Werfen Liebende Rosenblätter in einen Bach und schwimmen zwei dieser Blätter, ohne sich zu trennen, mit einander, so kommt das Paar dereinst zusammen.

Unter den sich an die Rose anknüpfenden Sitten sind besonders die Rosenfeste zu erwähnen, die in Frankreich, Deutschland und anderen Gegenden gefeiert wurden. Am Rosenfeste wurde über die Sitte und das Betragen der jungen Mädchen eines Ortes Gericht gehalten, und dasjenige, welches den Eltern am gehorsamsten und außerdem in ihrem Wandel am tugendhaftesten gewesen war, wurde mit einem Rosenkranze geschmückt und als „Rosenkönigin" allgemein geachtet. — Gleich den Römern hingen auch die Deutschen bei ihren Gelagen eine Rose als Sinnbild der Verschwiegenheit an die Decke des Zimmers, weil sie ihr Inneres durch eine Menge Blätter verbarg; man vertraute sich Geheimnisse sub rosa (d. i. unter den Rosen) an und ein deutscher Reimspruch heißt:

„Was wir kosen,
Bleib' unter den Rosen."

Neben der Rose, der unbestrittenen Königin der Blumen, ist die Lilie eine Lieblingsblume des deutschen Volkes. Schon bei den alten Kulturvölkern war sie beliebt und verehrt; bei den

Römern galt sie als Zeichen der Hoffnung, bei den Morgenländern war sie das Sinnbild der Reinheit und Unschuld, andererseits aber auch ein Symbol des blassen Todes. Nicht nur erhielt die holde, lebensfrohe Jungfrau bei feierlichen Anlässen Lilien geschenkt, sondern Lilien wurden auch zum Zeichen der Trauer und Treue als letzte Liebesgabe der Dahingeschiedenen auf den Sarg gelegt. Bei den feierlichen Processionen der Katholiken am Frohnleichnamsfeste tragen heute noch weißgekleidete Mädchen außer sonstigen auf das Fest hindeutenden Insignien vor Allem weiße Lilien in der Hand. — In der deutschen Mythologie trägt der Gott Thor in der rechten Hand den Blitz und in der linken das Scepter, welches mit einer Lilie gekrönt war. Daß die Lilie aus den Gräbern von Liebenden und unschuldig Hingerichteten hervorsproß, wurde erwähnt. Wenn sie auf der Friedstätte unschuldig Ermordeter erscheint, so ist sie ein Zeichen der kommenden Rache; entsprießt sie auf dem Grabhügel eines armen Sünders, so kündet sie Vergebung, die Sühne der Todesgottheiten an. Endlich gilt die Lilie auch als ein Gruß des Todten an den zurückbleibenden Lebenden; daher die Sage, daß der Geist des Verstorbenen selbst die Blume auf sein Grab gepflanzt habe:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab — —
Die soll ja mein Feinsliebster
Noch einmal seh'n."

Während des Mittelalters wurden besonders in den Klostergärten die Lilien von den Mönchen gehegt und gepflegt. Das unwissende Volk, welches wohl ab und zu einen Blick in diese Pracht warf und die herrlichen Blumen sah, legte ihnen für das Leben der Mönche eine besondere Bedeutung bei, und bald gingen im Volke die wunderlichsten Sagen über die Lilien um. Grimm führt folgende Sage an: Wenn einer der Mönche im

Kloster Korvey an der Weser sterben sollte, fand er drei Tage vor seinem Tode eine weiße Lilie in seinem Chorstuhl, und wie diese Lilie welkte, so welkte auch er. Einst war einer dieser Mönche sehr ehrgeizig und wünschte selbst Prior zu werden; deshalb verschaffte er sich heimlich einen Lilienzweig und legte denselben in den Chorstuhl des siebzigjährigen Priors, der über diese Blume so sehr erschrak, daß er wirklich nach drei Tagen verschied. Der Mönch wurde nun selbst Prior, aber er hatte im Leben keine fröhliche Stunde mehr, sein Gewissen beunruhigte ihn, und ernst und verschlossen verbrachte er seine Tage. Auf dem Todtenbette bekannte er später seine That.

Gar lieblich ist die Sage, wie die Lilienglocken besonders den Elfen dienen, um die andächtigen, frommen Brüderchen zum Gebet zu rufen. Eine jede Blume hat ihren Elf, der mit ihr geboren und mit ihr wieder vergeht. Bricht der Abend herein und wird es im Garten stiller und stiller, so eilt ein Elf an den zarten Lilienstengel und rüttelt daran, bis die Glöckchen läuten. Bei diesen Blumentönen erwachen die Schläfer rings umher, schlüpfen aus ihren Verstecken und pilgern schweigend und ernst der Lilie zu, um in ihr als ihrem Dome zu beten. Andächtig knien sie nieder, falten ihre Händchen und danken dem gütigen Schöpfer für alles Gute, das er ihnen schenkte. Haben sie ihr Gebet beendet, so eilen sie zurück zu ihren zarten Blumenbettchen und schlummern ohne Sorge und Kummer im Vertrauen auf den gütigen Vater ein, dessen Auge über ihnen wacht.

„Kind, mein Kind, hörst du die Abendglocken,
Komm und falte betend deine Hände;
Und dann wirst du auch so selig schlummern,
Wie der Elfe dort im Lilienkelche!"

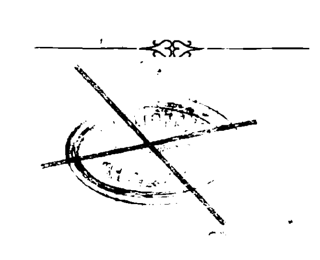
So verehrten unsere Vorfahren die Pflanzenwelt, sie als Wohnstätte der Götter oder götterhafter Wesen betrachtend, in inniger Liebe und Zuneigung. Jener religiöse Kultus, jener

Glaube an die Gleichartigkeit des Menschen und des Baumes, an die wunderbare Zauberkraft der Pflanzen ist mehr oder weniger geschwunden, — die altgewohnte Liebe und Zuneigung jedoch hat sich bis heute erhalten und zeigt sich in der sorgsamsten Pflege dieser lieblichen Kinder der Natur bei Hoch und Niedrig, bei Alt und Jung, in der Hütte des armen Arbeiters wie im Palast der Fürsten und Könige.

Literatur.

Außer eigenen Aufzeichnungen und einem kleineren Aufsatze von Rich. Kramer in der Zeitschrift „Bildungsverein" (1898) wurden benutzt:

1. Albers, Lebensbilder aus der deutschen Götter- und Heldensage. 2. Aufl. Leipzig 1887.
2. Edda, Die, deutsch von Jordan. Frankfurt 1889.
3. Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Aufl. Berlin 1878.
4. „ Deutsche Sagen. 3. Aufl. Berlin 1891.
5. Henne am Rhyn, Die deutsche Volkssage. 2. Aufl. Leipzig 1879.
6. Hermann, Paul, Deutsche Mythologie. Leipzig 1898.
7. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Berlin 1875.
8. Perger, Ritter von, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart 1864.
9. Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen u. s. w. 3. Aufl. Gotha 1898.
10. Rocholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vergangenheit. Berlin 1867.
11. Rosenkranz, Die Pflanzen im Volksaberglauben. Kassel 1893.
12. Simrock, Deutsche Mythologie. 3. Aufl. Bonn 1869.
13. Söhns, Unsere Pflanzen u. s. w. Leipzig 1897.
14. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. Innsbruck 1871.
15. Warnke, Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte. Leipzig 1878.



(858)